

Predigt zu 2. Mose 16, 2-3.11-18

Jens Martin Sautter (14.7.2024)

Ein Volk das schimpft

Der Bundestrainer hat nach dem Ausscheiden der Nationalmannschaft eine emotionale Pressekonferenz gegeben. Dabei hat er nicht nur über den Fußball, sondern auch über unser Land gesprochen. Er findet, dass bei uns zu viel gemeckert wird. Man ist unzufrieden, man schimpft über die Politiker, über den Zustand der Gesellschaft, über die anderen. Dabei ist unser Land schön, meint er. Es gibt so viele Möglichkeiten, man kann sich doch so richtig über dieses Land freuen. Aber nein: Deutschland mosert und schimpft.

Deutschland ist in guter Gesellschaft. Auch Israel schimpft. In dem 16. Kapitel, von dem wir nur einen Ausschnitt gehört haben, wird acht Mal davon gesprochen, dass Israel jammert, sich beschwert, sich beklagt, oder wie Martin Luther es übersetzt: „murrte“. Wie kommt es eigentlich soweit?

Es ist noch nicht lange her, da war die Stimmung eine andere. Da war die Stimmung blendend. Sie haben ein richtiges Wunder erlebt. Über viele Generationen waren die Israeliten in Ägypten Sklaven ohne Rechte. Viele sind bei der harten Arbeit gestorben. Am Ende sorgt sich der Pharao, dass zu viele fremde Kinder geboren werden und lässt die Neugeborenen töten. Da regt sich Widerstand. Gott schickt Mose und seinen Bruder Aaron zum Pharao und fordern, das Volk in die Freiheit zu entlassen. Und nach mehreren Plagen, die über das Land kommen, ist der Pharao endlich bereit, das Volk ziehen zu lassen. Und die packen all ihr Hab und Gut zusammen und machen sich auf den Weg. Es wird noch einmal spannend, als der Pharao es sich anders überlegt und seine Soldaten hinterherschickt. Aber als die Soldaten auf ihrer Verfolgungsjagd im Meer versinken, während Israel mit trockenen Füßen hindurch marschiert, ist die Freiheit endlich da. Die Begeisterung ist groß!

Aber eineinhalb Monate später ist die Begeisterung verflogen. Die Leute merken nämlich, dass Ägypten von einer Wüste umgeben ist. Dass es kompliziert ist, sich in der Freiheit zurecht zu finden. Dass die Freiheit einen Preis hat – nämlich Unsicherheit. Sklaverei war schlimm, aber immerhin wusste man, dass am Ende eines jeden Tages Essen auf dem Tisch stand. Freiheit hingegen ist kompliziert. Man muss sich um alles selbst kümmern. Und als der Proviant zur Neige geht,

kippt die Stimmung und das Volk fängt an zu motzen bzw. zu murren.

Noch geht es nicht gegen Gott, sondern gegen das Bodenpersonal: Mose und Aaron. Die sind schuld. Was habt ihr mit uns gemacht? Und die beiden denken sich: „Was haben wir uns von Gott beschwatzen lassen und haben Verantwortung übernommen? Jetzt sind wir schuld.“ So ist es: Wer Verantwortung übernimmt, bekommt es auch zu spüren, wenn es nicht läuft. So erleben es viele Politiker zurzeit. Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber das Wort „Murren“ klingt negativ. Es klingt nach nervigen Stimmen von den hinteren Plätzen. „Murren“ klingt nach Jammern. Und sofort hat man den Impuls, dem Volk Israel vorzuwerfen: „Was murrst Ihr denn? Habt Ihr vergessen, dass Ihr frei seid. Seid mal ein bisschen dankbar!“ Später gibt es einen Punkt, an dem Gott genug davon hat. Weil sie gar nicht mehr aufhören zu schimpfen. Aber hier ist es anders: Gott sagt: Also gut, ich helfe euch. Dazu später mehr.

Es gibt Situationen, in denen man schimpfen darf. In den Psalmen wird auch manchmal ganz schön deftig geschimpft. Und ehrlich gesagt, ohne Essen in der Wüste, da kann man schonmal schimpfen. Überhaupt: Man muss es sich mal vorstellen: Wie sähe das denn aus, wenn Gott sein Volk erst befreit und dann schon nach wenigen Tagen in der Wüste verenden lässt? Da hat man sich auf Gott verlassen, da hat man sich getraut, mit Gott aufzubrechen. Und dann kommt man in der Wüste um, dann erfüllen sich die Hoffnungen nicht und man bleibt stecken. Kennen Sie das? Wo es sich scheinbar überhaupt nicht auszahlt, das Richtige zu tun, das Gute zu wählen, den Weg mit Gott zu gehen? Gott jedenfalls ist nicht beleidigt, wenn man mal schimpft. Die Frage ist, ob man dabei übersieht, was Gott uns geschenkt hat. Das Volk hat gerade ein Wunder erlebt, das sich gewaschen hat. Aber daran denkt keiner mehr. Man denkt eher an die Fleischtöpfe in Ägypten. So ist es auch bei uns. Wer beim Schimpfen stehen bleibt, vergisst, was Gott geschenkt hat. Wenn du die Neigung zum Schimpfen hast, dann schlage ich vor, dass du dir morgens oder abends einmal in einem Buch 10 Dinge aufschreibst, wofür du dankbar bist. Irgendwann verliert man die Lust am Schimpfen.

Früher war alles besser

Nach einer Umfrage würden 60% der Deutschen lieber in der Vergangenheit leben. Da war vieles besser, glauben sie. Das hört man auch 35 Jahre nach der Wende noch. Vor einigen Jahren wünschte sich fast jeder Sechste im Osten die DDR zurück. „Früher

war doch nicht alles schlecht“, sagen sie. „Damals bei den Fleischtöpfen Honeckers. Da ging es doch gut damals. Da hatten wir noch Zusammenhalt.“

Andere im Westen wünschen sich das Deutschland der 50er oder 60er Jahre zurück. Da war die Welt noch in Ordnung, da sind die Leute noch in der Kirche gewesen, da hatten die Nationalspieler alle noch eine weiße Hautfarbe, man hörte an der Ampel keine laute orientalische Musik durch die geöffneten Scheiben und die Familien bestanden noch aus Vater Mutter Kind. Früher war es besser. Auch die Israeliten denken an die Vergangenheit – und sie denken sich: Was war das schön. „Damals in Ägypten hatten wir Fleischtöpfe. Wir haben fürstlich gespeist, wir hatten immer genug. Es war doch nicht alles schlecht damals! Was sollen wir denn hier! Wir wollen zurück.“ Was sie verdrängen, ist: Sie waren Sklaven. Man saß zwar an den Fleischtöpfen, aber essen konnte man davon nichts. Man war zwar sicher – aber es war die Sicherheit des Gefängnishofes. Es ist ziemlich klar: Bei den Israeliten war früher nicht alles besser. Und wenn man es sich recht besieht, war auch in Deutschland nicht alles besser. Und ich vermute, auch in deinem Leben war früher nicht alles besser. Ich glaube nicht, dass diese Nostalgie hilft. Weil sie dafür sorgt, dass ich nicht in der Gegenwart lebe. Weil ich nicht für die Erfahrungen offen bin, die die Gegenwart für mich bereithält. Aber genau darum geht es: Um jetzt und hier. Was hat Gott heute mit mir vor? Was ist jetzt dran?

Das Problem: Die Gegenwart ist für die Israeliten eine Zeit des Übergangs. Das Alte ist vorbei, aber das Neue ist noch nicht da. Sie sind noch nicht im gelobten Land. Sie sind dazwischen, und das ist immer kompliziert, da muss sich manches noch sortieren, da gibt es Unsicherheiten. Aber genau dieser Übergang ist die Aufgabe, die Gott ihnen zumutet.

Er schickt sie noch tiefer in die Wüste hinein, aber nicht damit sie dort umkommen. Sondern, damit sie dort reifen und zu der Rolle finden, die ihnen zgedacht ist. Übrigens sagen manche, dass Gott ursprünglich gar nicht geplant hat, das Volk Israel 40 Jahre lang in der Wüste herumirren zu lassen. Das Problem war nur, dass die Männer das Sagen hatten und auch damals schon die Männer nicht nach dem Weg gefragt haben. Aber Gott schickt sie nicht nur weiter in die Wüste. Er versorgt sie auch mit Essen.

Genug für jeden Tag

Plötzlich liegen am frühen Morgen überall in der Wüste kleine weiße Kügelchen. „Man hu?“ fragen die

sraeliten. „Was ist das?“ Eine gute Frage. Bis heute. Aber es gibt Vermutungen, was das war. Denn auch heute noch findet man dieses Phänomen auf der Sinai-Halbinsel. Es ist das Sekret einer Schildlaus, die sich auf bestimmten Pflanzen lagert. Das Sekret bleibt auf den Blättern, wird hart und fällt hinunter. Dort kann man es am frühen Morgen am Boden auflesen. Es schmeckt etwas süßlich. In der Tageshitze schmilzt es jedoch.

Sekret einer Schildlaus - das klingt nicht sonderlich lecker. Aber wenn man am Verhungern ist, isst man auch das. Und offensichtlich war es gar nicht mal so übel. Die Israeliten nennen es nur „Brot vom Himmel“. Wer kann es ihnen verdenken! Und so sammeln sie eifrig ein, was die Natur ihnen überlässt. Auch Wachteln gibt es, die sie am Abend einfangen können. Aber irgendwie spielen die weiter keine große Rolle.

Mose aber sagt ihnen: Sammelt so viel Manna, wie ihr braucht. Und das machen sie. Die jüngeren sammeln viel mehr, sie sind schneller, andere organisieren sich oder haben größere Krüge. Andere sind alt und gebrechlich – sie brauchen länger. Aber auf wundersame Weise haben sie am Ende alle gleichviel - merkwürdig. Am Ende hat jede das, was sie braucht. Wir würden sagen, dass Leistung sich lohnen muss. Aber vor Gott gilt das offenbar nicht.

Später hören wir, dass sie nur für einen Tag sammeln sollen. Keine Vorräte anlegen, nicht mehr sammeln, als man für einen Tag braucht. Aber wie wir Menschen sind, wollen manche vorsorgen, sie wollen auf Nummer sich gehen. Aber da müssen sie erleben, dass der Vorrat am nächsten Tag verdorben ist. Es schmilzt und stinkt.

Gott gibt uns, was wir brauchen. Aber nicht auf Vorrat. Gott mutet uns die Erfahrung von leeren Händen zu. Jeden Morgen, erst einmal leere Hände, das ist etwas, was zum Christsein gehört. Ganz und gar auf Gott angewiesen zu sein. Jeden Tag neu darauf zu vertrauen, dass Gott gibt, was ich brauche. So kann das Gebet am Morgen aussehen: Gott die leeren Hände hinhalten und sagen: Gott ich brauche dich.

Und genauso stehen wir auch beim Abendmahl hier vorne: Mit leeren Händen. So versorgt uns Gott, auch in den Übergängen. Wenn das Neue noch nicht klar ist, wenn die Unsicherheiten da sind und es mehr Fragen als Antworten gibt. Tag für Tag, Schritt für Schritt, Bissen für Bissen. Schluck für Schluck. Gott gibt mir das, was ich brauche. Und ich weiß: Es wird reichen. AMEN